

BERICHTE UND DISKUSSIONEN

Philosophie – Gesellschaft – Planung

Unter diesem Titel fand anlässlich des 60. Geburtstages von *Hermann Krings* in der Katholischen Akademie in München vom 27.–29. September 1973 ein von Schülern, Mitarbeitern und Kollegen veranstaltetes Kolloquium statt. In diesem Kolloquium, das dem doppelten Engagement von Hermann Krings als Professor der Philosophie einerseits, als Vorsitzendem der Bildungskommission des Deutschen Bildungsrates andererseits Rechnung tragen sollte, wurde unter drei Schwerpunkten referiert und diskutiert:

1. »Zur Situation des Faches Philosophie in Schule, Hochschule und Gesellschaft« (Thomas Finkenstaedt: Die Bedeutung nicht-berufsspezifischer Studiengänge in der gegenwärtigen Hochschulplanung; Bruno Zimmermann: Berufs- und Tätigkeitsfelder für Philosophen; Lutz Geldsetzer: Traditionelle Institutionen philosophischer Lehre und Forschung; Ruth Döller: Zum Philosophieunterricht an der Oberstufe in Nordrhein-Westfalen; Otwin Massing: Systematische Forschung als Selbstdarstellung philosophierender Individuen?)

2. „Analysen zum Verhältnis von Philosophie und Gesellschaft“ (Nikolaus Lobkowitz: Die Situation der Philosophie in den bestehenden Wissenschafts-Institutionen; Mohammed Rassem: Sozialgeschichtliche Aspekte zur gesellschaftlichen Bedeutung von Philosophie; Robert Spaemann: Philosophie als institutionalisierte Naivität; Kurt Hübner: Zur Frage rationaler Entscheidung; Odo Marquard: Inkompetenz, Reduktionskompensationskompetenz, Überkompetenz und Inkompetenz der Philosophie; Ludger Oeing-Hanhoff: Die praktische Relevanz der Philosophiegeschichte).

3. „Zur Problematik gesellschaftlicher Planung“ (Reimut Jochimsen: Zur ‚philosophy‘ staatlicher Planung; Friedrich H. Tenbruck: Planrationalität und Lebenswert; Theodor Dams: Zur Planung der beruflichen Bildung im Rahmen der allgemeinen Bildungspolitik; Hermann Krings: Philosophische Reflexion als Voraussetzung von Planung).

Im folgenden drucken wir drei der Vorträge ab sowie ein Statement, das in Form einer Glosse einige Aspekte des Kolloquiums insgesamt thematisiert.

Die Situation der Philosophie in den bestehenden Wissenschafts-Institutionen

Von Nikolaus LOBKOWICZ (München)

Auf den ersten Blick scheint die Situation der Philosophie in den bestehenden Wissenschafts-Institutionen kaum einer längeren Erörterung wert. Im Gegensatz zum Naturwissenschaftler benötigt der Philosoph keine besonderen Geräte. Im Gegensatz zu den historischen und hermeneutischen Disziplinen sind für die Philosophie Texte und damit Bibliotheken nicht wesentlich. So könnte man meinen, ihre Unterbringung in Wissenschafts-Institutionen sei der Philosophie völlig äußerlich und bringe den Philosophen höchstens ein paar Annehmlichkeiten ein, die früher nicht selbstverständlich waren: ein geregeltes Einkommen, einen ruhigen Arbeitsplatz, Kollegen, mit denen man gelegentlich fachsimpeln kann.

In Wirklichkeit ist jedoch diese Sicht höchst oberflächlich; ja vermutlich werden spätere Philosophiehistoriker der Unterbringung der Philosophie in modernen Wissenschafts-Institutionen eine ähnliche Bedeutung beimessen wie die Philosophiegeschichte sie heute der Entstehung der modernen Naturwissenschaft im 17. Jahrhundert beimißt. Damals begann die große Auswan-

derung einzelner Disziplinen aus der Philosophie; zunächst der Philosophie der materiellen Welt, später der Philosophie der Gesellschaft, schließlich der Philosophie des menschlichen Seelenlebens und – mit dem Auftauchen der modernen Logik und der Informatik – teilweise sogar des menschlichen Denkens. Mit der Einbeziehung der Philosophie in Wissenschaftsinstitutionen hat sehr wahrscheinlich ein anderer Prozeß eingesetzt, von dem allerdings noch nicht recht abzusehen ist, ob er zum endgültigen Untergang oder zu einer Renaissance der Philosophie führen wird.

Bei dieser etwas dramatischen Behauptung habe ich den Umstand im Sinn, daß seit einigen Jahrzehnten Philosophie praktisch nur noch in Wissenschaftsinstitutionen betrieben wird und dadurch – entgegen ihrer bisherigen Tradition – durch die Gesetzmäßigkeiten des ‚Wissenschaftsbetriebes‘ bestimmt wird. Ich bin nicht in der Lage, genau zu definieren, was ich hier unter ‚Wissenschaftsbetrieb‘ verstehe. Ich kann jedoch wenigstens drei Charakteristika nennen, deren Zusammenspiel wenigstens einen Aspekt des Wissenschaftsbetriebes ausmacht. Das erste Charakteristikum besteht darin, daß in und mit Hilfe von Wissenschaftsinstitutionen Wissenschaft als Beruf betrieben wird. Was früher undenkbar schien, ist heute eine Selbstverständlichkeit: daß man Frau und Kinder ernähren kann, indem man – ohne einer Schule oder einem Orden beizutreten – Physiker, Biologe, Mathematiker oder eben auch Philosoph ist. Das zweite Charakteristikum ist, daß die Wissenschaftler eines Faches eine internationale Gemeinschaft bilden. Um in seinem Fach voranzukommen, muß der Physiker, Biologe und Mathematiker mehr oder minder vollständig die relevanten Neuerscheinungen seines Faches kennen und sich regelmäßig mit Kollegen auf Fachtagungen treffen. Durch die Einbeziehung in Wissenschaftsinstitutionen ist auch der Philosoph mit dieser Situation konfrontiert. Er kann es sich nicht mehr leisten, wie Seneca oder Mark Aurel, durch eine bestimmte Tradition angeregt, seine Gedanken fortzuspinnen; er kann es sich nicht mehr leisten, wie Kant von der Philosophiegeschichte praktisch keine Ahnung zu haben; ja er kann es sich nicht einmal mehr leisten, nur eine Tradition, etwa nur die analytische oder nur die hermeneutische oder nur die auf Aristoteles oder Thomas oder Hegel zurückgehende zu kennen. Damit hängt schließlich das dritte Charakteristikum des Wissenschaftsbetriebes zusammen: daß nämlich die internationale Gemeinschaft der Wissenschaftler dazu tendiert, nach bestimmten selbstgewählten Standards zu entscheiden, was wissenschaftlich und was nicht wissenschaftlich ist. Kein Physiker oder Biologe kann es sich heute leisten, das »pattern« seines Faches völlig zu durchbrechen; zwar kann er eine Anzahl von Theorien über den Haufen werfen – doch wird er von seinen Kollegen nur ernst genommen, wenn ihm dadurch gelingt, eine noch größere Anzahl von Theorien zueinander in Bezug zu setzen oder gewisse allgemein bekannte „puzzles“ zu lösen. Mit der Philosophie ist es heute nur in der angelsächsischen Welt soweit; aber auch bei uns ist es fast unmöglich geworden, wie Hegel und noch Heidegger einfach einen großen Wurf zu machen und eine Generation in seinen Bann zu ziehen.

Auf diese Weise als ein Steinchen in das Mosaik des Wissenschaftsbetriebes einbezogen zu sein, hat für die Philosophie Folgen, die nur selten beachtet werden und von denen ich einige nennen möchte. Die erste und augenfälligste ist der Umstand, daß der Philosoph sich nicht mehr recht als das ausgeben kann, als was ihn sein Titel bezeichnet – als Weiser oder Sucher nach der Weisheit. Philosophie ist zu einem Fach neben anderen Fächern geworden, der Philosoph zu einem Fachmann, der sich vom Physiker oder Biologen nur dadurch grundlegend unterscheidet, daß ihn eigentlich niemand benötigt. Philosoph zu werden beinhaltet nicht mehr, sich einer *Metanoia* oder einer *Katharsis* zu unterziehen, sondern einen vergleichsweise interessanten Job anzunehmen; Philosophie zu vermitteln bedeutet nicht, den Blick auf das Göttliche oder anderswie Wesentliche zu richten, sondern eine Fachdisziplin zu lehren; sich an einen Philosophen um Rat zu wenden, setzt in keiner Weise voraus, daß man sein Leben oder auch nur seine Weltanschauung neu ausrichten will, sondern daß man *Fachwissen* erbittet.

Daß der Philosoph Fachmann wie der Physiker oder Ökonom geworden ist, äußert sich z. B. darin, daß heute die wesentlichen Aussagen und Veröffentlichungen des Philosophen nicht für die breite Öffentlichkeit bestimmt sind, sondern für Fachkollegen. Sie erscheinen in Fachzeitschriften und werden auf Fachtagungen vorgetragen. Philosophen, die wie Heidegger und in anderer Weise Guardini oder Pieper ein großes Leserpublikum hatten, sind selten geworden. Die einzige Ausnahme in Deutschland dürfte Habermas sein. Aber gerade Habermas ist ein

Beispiel dafür, wie sehr Philosophie zu einer Fachdisziplin geworden ist: der Fachjargon, dessen er sich bedient, entspricht nicht der Bemühung, bisher ungesehene Phänomene zu bezeichnen oder bisher unbekannte Kategorien einzuführen, sondern der Tatsache, daß er eine Leserschaft voraussetzt, welche die einschlägige Literatur kennt.

Weiterhin äußert sich der Fachcharakter der Philosophie darin, daß die Zeit vorüber zu sein scheint, in der man eine „Philosophie der Gegenwart“ schreiben konnte, indem man das Werk einiger Großen darstellte. Noch vor vierzig Jahren war es möglich, große Namen aufzuzählen: Heidegger und Jaspers, Russell und Carnap, Bergson und Brunschvicg, Hartmann und Whitehead, Croce und Ortega y Gasset. Daß dies heute weder üblich noch recht möglich ist, kommt m. E. nicht daher, daß es nur mittelmäßige Philosophen gibt. Vielmehr kommt es daher, daß es Tausende von Fachmännern gibt, von denen einige bekannter, beeindruckender, produktiver sind. Eine Folge ist, daß man nicht mehr, oder doch kaum noch, zu einem großen Philosophen in die Schule geht, zu dem man sich dann sein Leben lang bekennt oder von dem man sich, wenn man älter wird, abkehrt. Zwar bekennt man sich immer noch und kehrt sich ab von großen Schulen der Vergangenheit: vom Thomismus, vom Marxismus, von der Hegelschen Philosophie, von der Existentialphilosophie, vom logischen Empirismus. Aber man studiert Philosophie, wie man Physik oder Soziologie studiert: Aus einer Fülle von Lehrmeinungen und Denkstilen bildet man sich eigene, die sich immer weniger voneinander unterscheiden.

Schließlich berücksichtigt man andere Philosophen anders, als dies früher üblich war. Man beruft sich immer seltener auf *den* Philosophen, wie Plotin auf Plato, Thomas auf Aristoteles und eine ganze Generation auf Hegel. Man berücksichtigt den Kollegen auch nicht mehr primär deswegen, um ihn als Beleg oder zur Widerlegung zu zitieren, sondern weil er ein Fachkollege ist, dessen Beitrag man berücksichtigt und in verschiedenem Maße ernst nimmt, weil man ein von ihm aufgeworfenes Problem lösen oder von ihm bei der Behandlung einer Frage offengelassene Lücken schließen will.

Weitaus am auffälligsten ist dies im angelsächsischen Raum bei der analytischen Philosophie. Ein bestimmter Aufsatz oder ein bestimmtes Spezialproblem wird zuweilen über Jahre hinaus in einer Vielzahl von Fachzeitschriften diskutiert. Dies scheint mir insofern kein Zufall zu sein, als der Wissenschaftsbetrieb es mit sich zu führen scheint, daß gewisse Typen von Philosophie die Oberhand gewinnen. Grob gesprochen sind es jene Philosophien, in denen einerseits die Diskussion einen greifbaren Fortschritt erbringt und die andererseits kein weltanschauliches *commitment* erfordern. Der einzelne Denker, der ein Weltbild entwirft, und sei es nur ein Bild eines Teils der Welt, wird selten und bleibt zunehmend Außenseiter. An seine Stelle treten miteinander konkurrierende Spezialisten, die dazu neigen, einzelne Probleme als weitgehend geklärt und bestimmte Lösungsversuche als ungangbar anzusehen. Daß die analytische Philosophie heute auf der ganzen Welt im Vormarsch ist, ist z. T. gewiß durch den Wissenschaftsbetrieb bedingt; sie ist *die* Philosophie der Wissenschafts-Institutionen, weil sie ein Denkmuster entwickelt hat, das Fortschritte erlaubt, ohne zu Bekenntnissen zu zwingen. Der analytische Philosoph kann Christ oder Atheist sein, die Freiheit des menschlichen Willens und ein Leben nach dem Tode bejahen oder leugnen und völlig verschiedene ethische Konzeptionen vertreten. Es wird von ihm nicht mehr verlangt, als daß er seine Frage auf bestimmte Weise stellt und bestimmte Typen von Antwort – Typen, die methodologisch, nicht inhaltlich bestimmt werden – nicht zuläßt.

Obwohl oder vielleicht gerade weil ich der analytischen Philosophie nahestehende, bin ich weit davon entfernt, diese Entwicklung nur positiv zu beurteilen. Die Einbeziehung in die Wissenschafts-Institutionen und die sich darauf ergebende Einfügung in den Wissenschaftsbetrieb hat für die Philosophie ohne Zweifel Vorteile. Sie fördert eine dialogische im Gegensatz zur monologischen Philosophie. Die Philosophie als Wissenschaftsbetrieb ist vom Geist der Teamarbeit bestimmt. Sie stellt erfreulich präzise Ansprüche auf Klarheit und Sauberkeit der Argumentation. Sie setzt Prioritäten, indem sie bestimmte Fragestellungen als nicht sinnvoll zu beantworten beiseiteschiebt. Diese Vorteile sind allerdings durch Nachteile erkauft, die man gerade in der analytischen Philosophie erst in den letzten Jahren zu erkennen beginnt. Der augenfälligste Nachteil, der allerdings keineswegs nur die analytische Philosophie bedroht, ist die Reduktion philosophischer Problemstellungen auf »second order questions«. Zuweilen hat man den Eindruck, daß Philosophen vor lauter Bleistiftspitzen nicht mehr zum Schreiben kommen: Man

erörtert methodologische Fragen und vergißt die inhaltlichen, man behandelt Fachprobleme und vergißt die wesentlichen. Diese Entwicklung scheint mir fast unvermeidlich; sie könnte nur aufgehalten werden, indem die Philosophie aus dem Wissenschaftsbetrieb ausbricht oder andere als die bestehenden Wissenschafts-Institutionen entstehen. Denn die Wissenschafts-Institutionen mit Forschungsvorhaben, Stipendien, Teamarbeit benötigen eine Philosophie, die sich einigermaßen wie eine etablierte Wissenschaft benimmt, d. h. erträglich klare Fortschrittskriterien hat – in der Probleme ad acta gelegt werden können, in denen man sich zumindest tendenziell durch rationale Argumentation einigen kann, in welcher die Fruchtbarkeit der wissenschaftlichen Arbeit danach beurteilt wird, ob sie neue Forschungsvorhaben generiert. Probleme, die nur durch Entscheidungen oder Bekenntnisse zu lösen sind; Standpunkte, die eine charakterliche oder moralische Reife voraussetzen; philosophische Ideen, die existentielle Konsequenzen haben – all dies paßt nicht in die Atmosphäre von Wissenschafts-Institutionen. Ebensovienig paßt in den Wissenschaftsbetrieb das völlige Durchbrechen des allgemein anerkannten „pattern“ – während doch Philosophie ihre Aufgabe immer darin gesehen hat, das Bestehende, allgemein Geltende zu „hinterfragen“.

Eine besondere Gefahr einer durch den Wissenschaftsbetrieb sterilisierten Philosophie scheint mir paradoxerweise zu sein, daß sie ein Nährboden für Ideologien ist. Man kann nicht junge Menschen in Plato und Seneca, in Fichte und Marx einführen – und ihnen gleichzeitig vormachen, es handle sich um Fachfragen, die mit der Nüchternheit der Wissenschaft zu erörtern sind. Es entsteht ein Vakuum, in welches echt oder nur scheinbar existenziell relevante Ideologien vorstoßen.

Meine letzte Bemerkung betrifft die vermutliche Zukunft der Philosophie in den Wissenschafts-Institutionen. Der Wissenschaftsbetrieb ist kostspielig und wird aus der Tasche des Steuerzahlers finanziert. Er muß sich deswegen von Zeit zu Zeit die Frage gefallen lassen, wozu er eigentlich gut sei; und diese Frage wird um so schärfer gestellt, je knapper die Mittel der öffentlichen Hand werden. Dem Steuerzahler ist unschwer klarzumachen, warum er Krebsforschung, Umweltschutz, Architektur oder Kriminalistik finanzieren soll. Bei Fächern, die bisher industriell nicht verwertbar sind – etwa bei der Hochenergiephysik –, wird er sich damit trösten, daß naturwissenschaftliche Forschung am Ende immer verwertbare Ergebnisse vorweisen konnte. Aus einer gewissen Sympathie für das Skurrile wird er u. U. auch bereit sein, den vereinzeltten Archäologen, den Byzantinisten, einen hochspezialisierten Ethnologen zu finanzieren. Die Gefahr, die ich für die Philosophie voraussehe, ist, daß sie ein vergleichsweise umfangreicher, wenn auch nicht übertrieben kostspieliger Wissenschaftsbetrieb ist, der zu nichts als zu seiner eigenen Reproduktion dient. Es gibt kein Fach, das auf so extreme Weise auf sich selbst orientiert ist wie die Philosophie; kein anderes Fach befaßt sich zu 70 Prozent mit der Erforschung seiner eigenen Geschichte. Sie ist die einzige Disziplin, zu deren Erhaltung ein Wissenschaftsbetrieb aufrechterhalten wird, der sich, was Personalkosten betrifft, durchaus mit jenem einer Naturwissenschaft messen kann und von dem man dennoch sagen muß, daß er nur um seiner selbst willen – und wegen einer gewissen Anhänglichkeit an die Tradition und einer vagen Vorstellung von Bildung – in Gang zu sein scheint. Man wird nicht gut argumentieren können, daß Philosophie für die Allgemeinheit Gutes hervorbringe: die Wissenschaftstheorie trägt nichts zum Fortschritt der Wissenschaften bei, die Gesellschafts- und die politische Philosophie haben in der Geschichte selten Konzepte entwickelt, die dem menschlichen Zusammenleben förderlich waren, die Ethik war im Grunde immer eine *post-festum*-Reflexion über schon geltende Normen. Die Philosophie wird sich auch schwerlich der Ausrede bedienen können, ihre Nobilität bestehe just darin, daß sie sich selbst Zweck und genug ist.

Ich sehe deswegen voraus, daß die Situation der Philosophie in den bestehenden Wissenschafts-Institutionen auf lange Sicht alles andere als rosig sein wird. Gerade in Deutschland, wo in den letzten Jahren sehr viel mehr Philosophen ausgebildet wurden, als für die Wissenschafts-Institutionen nötig ist. Ich sehe voraus, daß man versuchen wird, die Philosophie zu beschneiden, sie aus den Wissenschafts-Institutionen hinauszudrängen, sie aus dem von der Gesellschaft getragenen Wissenschaftsbetrieb auszuschließen. Und ich bin nicht einmal sicher, ob wir dies nicht begrüßen sollten. Als Wissenschaftsbetrieb, der nur sich selbst, seine Aufrechterhaltung und Reproduktion zum Zweck hat, ist Philosophie sinnlos und wird auf die Dauer zu steriler Scholastik. Vielleicht wäre es zwar nicht für die Philosophen, aber doch für die

Philosophie gesund, wenn sie nicht als Beruf, als anerkanntes Fach betrieben werden könnte. Ein Beispiel dafür, daß dies nicht nur ein vermutlich unvermeidlicher, sondern für die Philosophie auch gesunder Weg sein könnte, bieten diejenigen totalitären Staaten, in denen Philosophie als dogmatische Integrations-Ideologie betrieben wird: die wirklich relevanten Arbeiten, von denen wir allerdings nur gelegentlich etwas zu hören bekommen, werden in Abendstunden nebenbei von Personen geschrieben, denen man den Zugang zu den Wissenschafts-Institutionen verweigert. Soweit ich es beurteilen kann, sind diese Arbeiten zwar nach westlichen Standards naiv; aber sie erscheinen den dortigen Zeitgenossen – und zwar den Nichtphilosophen – relevant. Was man, so befürchte ich, von der bei uns betriebenen Philosophie nur im Ausnahmefall sagen kann.

Philosophie als institutionalisierte Naivität

Von Robert SPAEMANN (München)

Der Titel dieses kleinen Vortrags enthält, was man im 18. Jahrhundert ein Paradox nannte, d. h. eine der geläufigen entgegengesetzte Ansicht. Wir sind gewohnt, Philosophie als das genaue Gegenteil von Naivität anzusehen. Der common sense ist naiv. Und die Wissenschaften sind auch in einem gewissen Grade naiv, weil sie gewisse theoretische und praktische Voraussetzungen ihrer selbst ungedacht lassen. „Die Wissenschaft denkt nicht“, sagt Heidegger. Philosophie hingegen thematisiert dieses Ungedachte. Sie ist absolute Reflexion. Sie hinterfragt alles noch einmal – um dieses scheußliche Wort aus der Sprache evangelischer und leider auch katholischer Akademien zu gebrauchen. Die Wissenschaften hinterfragen auch. Das heißt, sie versuchen weniger allgemeine auf allgemeinere Gesetze zurückzuführen, Oberflächenstrukturen auf Tiefenstrukturen, Bewußtes auf Unbewußtes, Meinungen auf Vorurteile und Interessen, Interessen auf gesellschaftliche Stellungen.

Wozu ist dieses Hinterfragen gut? Es vermehrt unsere Kenntnis von der Wirklichkeit und damit unsere Möglichkeit, die Wirklichkeit unseren Zwecken entsprechend zu benutzen und für solche Benutzung zu verändern. Die Philosophie vermehrt diese Kenntnisse nicht. Was man hingegen von ihr erwartet, was diejenigen erwarten, die öffentliche Mittel für philosophische Institute bereitstellen, ist, daß die Philosophie Hilfestellung leistet bei der Verständigung über unsere Handlungszwecke und über die einschränkenden Regeln, die wir bei der Verfolgung dieser Zwecke respektieren. Und dies ist ja in der Tat seit Platon der Anspruch der Philosophie: Wissen über richtige und falsche Ziele, richtige und falsche Prioritäten zu sein. Und aus ihm folgte konsequent die These Platons, das Problem der Lebensqualität ließe sich nur lösen, wenn die Philosophen, die davon etwas verstehen, es zu sagen haben. Kants Meinung in dieser Frage war von der Platons gar nicht weit entfernt. Nur glaubte Kant, bei der Personalunion von Philosoph und Machthaber sei das Risiko zu groß, daß die Philosophie korrumpiert werde durch die notwendigerweise taktischen Gesichtspunkte des Machthabers. Es sei deshalb besser, den Philosophen einen maßgeblichen Beraterstatus einzuräumen.

Regieren und beraten setzt freilich voraus, daß man Gesichtspunkte hat, die es wert sind, mitgeteilt zu werden. Gesichtspunkte, die, wenn sie einmal ausgesprochen sind, von sich aus für andere etwas Einleuchtendes haben. Vor allem aber Gesichtspunkte, deren Hinterfragung in psychologischer oder soziologischer Absicht zwar vielleicht möglich, aber weniger ergiebig und interessant ist als die Gesichtspunkte selbst. Solche Gesichtspunkte könnte man vernünftige Gesichtspunkte nennen. Alles sogenannte Hinterfragen, alle sogenannte kritische Reflexion muß ja, wenn es nicht um die Befriedigung einer krankhaften Idiosynkrasie handelt, von irgendeiner Vorstellung darüber getragen sein, wozu sie gut sein soll. An sich selbst ist sie kein für den Menschen besonders befriedigender Zustand. Das Gute kann nicht in der Frage selbst, sondern muß in der Antwort liegen. Das war wiederum schon Platons These. Dialektik, das kritische Hinterfragen, so schreibt er, betreiben vor allem junge Leute gern. Man muß aber damit vorsichtig sein,